

# BLÄTTER

aus dem

# MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 17

Oktober 2000

Der „Internationale Musik- und Begegnungssommer Max-Samuel Haus 2000“ liegt mit 55 Veranstaltungen und 2388 Teilnehmern hinter uns. Besondere Höhepunkte waren Jugendcamps in Jerusalem, Krakau und Warschau, eine Kunstausstellung aus Riga, eine Studienreise nach Litauen, Estland und Lettland; schließlich eine Opernpremiere in den USA nach Proben und Voraufführung in Rostock - Teilnehmer dieser Begegnungen in sieben Ländern berichten in dieser Ausgabe unserer BLÄTTER über ihre Erlebnisse und Eindrücke.

## Premiere in der Neuen Welt

Gemeinsam mit Frank Schröder konnte ich auf Einladung von ELYSIUM - Between Two Continents Mitte September einen sehr interessanten Aufenthalt in New York verbringen. Dieser Einladung war meine Mitarbeit an dem Gemeinschaftsprojekt von ELYSIUM und Max-Samuel-Haus - der Produktion der Kammeroper „Vertrauenssache“ von Ernst Krenek unter der Regie von Art Director Gregorij H. von Lëitis - vorausgegangen.

---

### Impressionen einer New-York-Reise

---

Nach einer fast 12stündigen Reise über Berlin und Frankfurt kamen wir in New York an. Die Zollabfertigung auf dem Flughafen „John F. Kennedy“ war, entgegen allen Vermutungen, ziemlich unkompliziert. Mit einem „Cabs“, so nennt man in New York die gelben Taxis, gelangten wir quer durch die nächtliche Stadt zu unserem Hotel im Stadtteil Chelsea.

Der neue Morgen empfing uns mit strahlendem Sonnenschein und sommerlichen Temperaturen, sehr angenehm nach den verregneten Tagen in der Heimat. Da wir erst am frühen Abend mit Gregorij H. von Lëitis verabredet waren, nutzen wir den Tag für erste Erkundungsausflüge in dieser uns unbekanntem Welt. New York City - die größte Stadt der USA - liegt an der mehrfach überbrückten und untertunnelten Mündung des Hudson-River. Auf einer Fläche von 815 qkm leben 7,32 Mill. Menschen der verschiedensten Nationalitäten zusammen, die zumeist in eigenen Vierteln wohnen, so z.B. in Harlem (Schwarze) oder in der Bronx (Juden).

Was haben wir uns angesehen? Natürlich das Bankenviertel entlang der Wall Street, das World Trade Center, das Empire State Building, den Theaterdistrict rund um den Broadway, der das schachbrettartig angelegte Straßenmuster der Stadt deutlich unterbricht, sowie das Rockefeller-Center mit der nahegelegenen Fifth Avenue. Weitere Stationen unserer

Entdeckungstour waren u.a. das Museum of Modern Art mit seiner international führenden Ausstellung zeitgenössischer Kunst. Ganz besonders beeindruckt hat uns der Besuch des Jüdischen Museums mit einer einzigartigen Ausstellung zur Geschichte des Judentums von seinen Anfängen bis hin zur Gegenwart.

New York ist eine pulsierende Stadt, die ständig in Bewegung ist, scheinbar niemals schläft. Alles ist in ständiger Bewegung: sei es der Verkehr auf den Straßen und Gehwegen oder der Trubel in den Geschäften. Beeindruckend auch die unheimliche Vielfalt dieser Stadt: es gibt 29 Universitäten und Colleges, rund 1800 Kirchen, über 1000 Synagogen, berühmte Museen und Theater. Man kann in einer Woche nicht alles sehen.

Nachhaltig wirkte auf uns die besondere Ästhetik des ellipsenförmigen Salomon-R.-Guggenheim-Museums, in dem am 18. September die work-in-progress-Aufführung der „Vertrauenssache“ stattfand. Es war schon ein eigenartiges Gefühl, in allen Ankündigungen zu lesen: „Eine Produktion in Zusammenarbeit mit dem Max-Samuel-Haus Rostock (Germany)“. Die 260 Gäste, unter ihnen der Opernstar Anna Moffo, bedachten die in Rostock einstudierte Opernproduktion mit starkem Beifall. Seit 17 Jahren präsentiert die New Yorker Multimillionärin Mary Sharp Cronson regelmäßig im Guggenheim-Museum interessante Projekte zeitgenössischer Musik in einer Arbeitsfassung.

Und Frau Cronson präsentiert und repräsentiert nicht nur, nein, sie kümmert sich - inzwischen 83jährig - auch um die Begrüßung der Gäste, die Platzierung und den anschließenden Empfang. Die Arbeiten von Gregorij H. v. Lëitis verfolgt Frau Cronson seit vielen Jahren mit großem Interesse und hat u.a. auch im Jahr 1998 seine Inszenierung von Ullmanns „Kaiser von Atlantis“ ins Guggenheim-Museum geholt.

Eine Einladung zur Präsentation in „work in progress in Guggenheim“ bedeutet, in der kulturellen Vielfalt New Yorks von allen großen Medien, von den meinungsmachenden Musikkritikern und vom verwöhnten Publikum wahrgenommen zu werden. Gleichzeitig stei-

gen damit die Chancen, Sponsoren zu finden. Und diese sind für die Kultur„macher“ in den USA unverzichtbar. Staatliche Gelder für eine Theaterproduktion gibt es nicht, die gesamten Produktionskosten werden von Sponsoren getragen (in diesem Falle von der Berkovits-Foundation, der Deutschen Bank, der Luft-hansa und dem Österreichischen Kulturinstitut New York).

Der Höhepunkt unseres Besuchs in New York war jedoch die Premiere der Krenek-Oper. Diese war während des zweiwöchigen Aufenthaltes im August von Gregorij H. von Lëitis und seinen fünf jungen amerikanischen Künstlern in Rostock einstudiert und in New York zu Ende geprobt worden.

Die mit viel Beifall für die jungen Künstler und das Produktionsteam bedachte Premiere fand im Theatre of the Riverside Church statt (viele große New Yorker Kirchen verfügen über ein Theater, das - zu horrenden Preisen - angemietet werden kann). 140 Gäste, unter ihnen Bernhard Edler von der Planitz, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in New York, sowie Dr. Christoph Graf Thun-Hohenstein, Leiter des Österreichischen Kulturinstituts in New York, waren der Einladung von ELYSIUM gefolgt. Die New Yorker Presse war zahlreich vertreten. Die „New York Times“ bewertete die Premiere in einer ausführlichen Besprechung als „eine eindrucksvolle Aufführung der faszinierenden kleinen Oper“, die wie andere von ELYSIUM präsentierte Werke eine Verbindung von amerikanischer und europäischer Kultur darstelle. Nach der Premiere kam es zu vielen interessanten Gesprächen mit Diplomaten und Journalisten, Künstlern und Musikliebhabern. So gab es ein ziemlich großes Interesse an der Arbeit und dem Wirken des Max-Samuel-Hauses in Rostock, einer Stadt, von der man in Amerika nicht viel Gutes weiß. Neue Kontakte konnten geknüpft werden.

Es war also nicht nur eine spannende erste Reise in die „Neue Welt“, sondern auch eine erfolgreiche „Premiere“ des Max-Samuel-Hauses in New York.

Holger Kießling

# Bilder der Stille und der leisen Schönheit

**GEGEN DAS VERGESSEN** - unter diesem Titel zeigte das Max-Samuel-Haus durch Vermittlung des Berliner Malers Alexander Dettmar Graphiken des Rigaer Künstlers **JOSIF ELGURT**, der außer in Lettland und Rußland auch schon in Israel, Japan und Italien sowie jetzt im Haus der Kirche Güstrow und im Staatsarchiv Bremen ausstellte. Es handelte sich zum größten Teil um Siebdrucke aus den letzten drei Jahrzehnten, vornehmlich Stadtlandschaften oder Interieurs, meist mit Katzen, häufig Stimmungen der Dunkelheit und des Dämmerlichts... Zwei der Werke hat das Max-Samuel-Haus erworben. Ein Kunstband mit ca. 80 Reproduktionen - herausgegeben von Max-Samuel-Haus, Evangelischer Akademie Magdeburg und Katholischer Erwachsenenbildung Dillingen - ist weiterhin im Max-Samuel-Haus erhältlich.

## Reife und Perfektion

Josif Elgurt, der 1924 in Kischinow in Moldawien als Sohn eines Graveurs geboren wurde, muß zu den wichtigsten Graphikern des 20. Jahrhunderts gezählt werden. Er hat den Siebdruck revolutioniert. Kein anderer Künstler beherrscht diese Technik so filigran und meisterlich wie Elgurt. Meist stellt dieser Künstler den Blick aus seinem Fenster dar oder auch den Blick in seinen Raum. Es ist der unverstellte Blick auf die alltägliche Situation, „das ganz normale Leben“, den uns dieser Künstler aus Riga vermittelt.

Ab 1937 hatten die „Eisernen Garden“ den Juden das Leben unerträglich gemacht. Ab 1941 begann das Martyrium für seine Familie und alle anderen Juden. Sie wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet, in Lager abtransportiert und anschließend fast alle ermordet.

Josif Elgurt überlebt und studiert von 1947-52 an der Kunsthochschule in Kischinow. Seit 1952 lebt er in Riga und studiert bis 1958 an der dortigen Kunsthochschule. Diese Zeit bezeichnet er als die glücklichste seines Lebens.

Josif Elgurt, der mit seinen ausgereiften und ausgefeilten graphischen Arbeiten zu den Großmeistern der Graphik gezählt wird, ist ein außerordentlich bescheidener Künstler. Er selbst sieht in seiner Kunst nichts Außergewöhnliches: „Ich selbst habe mich nie für einen großen Künstler gehalten, ich habe bloß das gemacht, was ich konnte und was meine Kollegen machen.“

Seit ich im April 1999 zum ersten Mal Arbeiten dieses Künstlers gesehen habe, bin ich ganz

anderer Meinung als er. Dieser Graphiker muß bekannt werden und gezeigt werden. Junge wie alte Menschen müssen seine Bilder sehen. Reife, Ernst und technische Perfektion seines Werks ist ohne Konkurrenz. Seine Ausstellungen erreichen die Herzen der Menschen. Daß seine Bilder mit so großem Erfolg gezeigt werden, freut diesen Künstler dann doch sehr. „Ich habe einen schönen Traum“, schreibt er, „bitte weckt mich nicht.“

Alexander Dettmar

## Bei Josif Elgurt in Riga

*Im Rahmen der gemeinsam von der Evangelischen Akademie Mecklenburg-Vorpommern und vom Max-Samuel-Haus organisierten Studienreise durch die drei baltischen Republiken hatte eine kleine Gruppe von Teilnehmern die Möglichkeit, Herrn Josif Elgurt in Riga zu besuchen.*

*Das Atelier des Künstlers befindet sich in einem heruntergekommenen poststalinistischen Plattenbau und besitzt geradezu winzige Ausmaße. Um eine Vorstellung zu bekommen, denke man etwa an die Größe eines sogenannten halben Zimmers unserer Neubauten aus den 60er Jahren.*

*Trotz der offensichtlich für unsere Verhältnisse eher ärmlichen Lebens- und Arbeitsumstände empfing und bewirtete Herr Elgurt seine Gäste mit Tee, Gebäck, Obst und Konfekt. Mit langsamen, bedächtigen Bewegungen präsentierte er uns seine Arbeiten. Dabei strahlt der 76jährige Graphiker eine Ruhe und innere Kraft aus, wie ich sie bisher selten sah. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht, seine Augen beginnen zu leuchten, als er sich - den Ausstellungskatalog fast zärtlich streichelnd - ein ums andere Mal überschwänglich für die Organisation und Durchführung der Ausstellung bedankt. Mir schießt der Gedanke durch den Kopf, daß eigentlich wir es sind, die ihm Dank schulden. Der Drang in mir, diesem Menschen direkt und ungefiltert, d.h. ohne einen Übersetzer, meine Gedanken und Gefühle mitzuteilen, die Kluft der unterschiedlichen Sprachen zu überwinden, wird so groß, daß ich stotternd mein letztes bißchen Schulrussisch zusammenkratze. Die Hand auf meiner Schulter signalisiert mir sein Verstehen.*

Wolfgang Weiskirchen

# Jiddisch in Wilne

## Bilder einer Reise

Es gibt eine direkte Verbindung zwischen Rostock und Tallinn und dies nicht nur mit einer Fährlinie. Ich habe eine Fülle von Erwartungen und Vorstellungen vom Baltikum, als nach einer Fahrt über die Ostsee nach 21 Stunden die Verladeklappe herabgelassen wird.

**G**renzkontrolle mit Stempel „Eesti“. Neugierig schauen alle durch den Schleier des Nieselregens auf die Silhouette der Stadt. Tallinn, Hauptstadt Estlands, ist für mich eine Liebe auf den ersten Blick. Völlig überrascht sehe ich eine ganz westlich europäisch wirkende Stadt und suche vergeblich nach Straßen- oder Hinweisschildern in kyrillischer Schrift. Der erste Rundgang am Abend endet in einer Gastwirtschaft mit Namen „Olde Hansa“. Am nächsten Morgen erkunden wir in herbsterlicher Sonne eine unglaublich charaktervolle Stadt, einst mit dem deutschen Namen Reval genannt, sehen in Ober- und Unterstadt die Spuren der Geschichte. Die wie überall gut sanierten hanseatischen Kaufmannsgildehäuser, im Dom die Wappensammlung deutscher Familien, das Parlamentsgebäude mit altem Wehrturm und der Nationalflagge darauf, demgegenüber die Alexander-Newski-Kathedrale von Weihrauch und Gesang erfüllt. Hier und nur hier lese ich nun doch die erwarteten kyrillischen Buchstaben und sehe Menschen mit großer, mich beinahe betäubender Intensität vor den Ikonen beten; die alte Babuschka und das modisch gekleidete Mädchen.

Am Nachmittag haben wir einen Termin mit der Leiterin der jüdischen Gemeinde Estlands: Cilja Laud, eine kleine, leicht untersetzte, doch vor Energie strotzende Frau, kommt etwas zu spät, weil sie noch auf einer Gedenkveranstaltung für den Mord an den estnischen Juden zu sprechen hatte. Sie berichtet über die Gemeinde, die zur Zeit nur „Kulturgemeinde“ ist, weil durch die Zeit der Sowjetunion nur wenige religiös geblieben sind. Doch will man noch in diesem Jahr eine Synagoge einrichten - mit Hilfe der jüdischen amerikanischen Organisationen. „Schritt für Schritt“ müsse es gehen, sagt sie. Das Angebot der Lubawitscher, sich um die religiöse Wohlfahrt der estnischen Gemeinde zu kümmern, hat sie aber stets abgelehnt. „No, never“ - kategorische Worte, die man ihr sofort abnimmt. Man spürt, wie unbedingt sich diese Frau für ihre Gemeinde einsetzt, die zu 80% aus alten Leuten besteht, die als Überlebende des Holocaust oft unter der Armutsgrenze leben müssen. Vieles in der Gemeinde ist daher Sozialarbeit, eine von russischen Frauen geleitete Suppenküche sorgt für eine warme Mahlzeit. Stolz der Gemeinde ist die mit Geldern des amerikanischen „Joint“ großteils reno-

vierte Schule, die in ganz Estland einen hervorragenden Ruf genießt. Während wir miteinander sprechen, kommt ein Telefonanruf. Sie entschuldigt sich: „Es ist wichtig, es kommt aus Amerika.“

Wir verabschieden uns mit Gastgeschenken, dem mit Hilfe des Max-Samuel-Hauses gedruckten „Jüdischen Kalender 5761“ und einer Spende aus dem „Kurlandfonds“ der Evangelischen Akademie. Beides wird mit gleicher herzlicher Freude entgegengenommen...

Im Anschluß besuchen wir das etwa 40 km entfernte Klooga, Ort eines ehemaligen Konzentrationslagers. Hierher hatte man Juden aus Estland, aber auch aus Polen und Deutschland deportiert. Am 19. September 1944 löste man in einer „Aktion“ das Lager auf und erschoss Männer, Frauen und Kinder im nahegelegenen Wald. Die toten Körper stapelte man mit Zwischenlagen von Baumstämmen, die von ihnen selbst erst Tage zuvor gefällt worden waren, zu einem Scheiterhaufen. Erst 50 Jahre später kann den jüdischen Opfern ein Gedenkstein errichtet werden - mit Hilfe der estnischen Regierung, die ja schließlich in die EU wolle, wie uns Herr Sachs, selbst Überlebender des Holocaust, erzählte. Die Kloogaer Gedenkstätte der Sowjetzeit trug den Sowjetstern und die Inschrift „Den Opfern des Faschismus“. Wir stehen wortlos an diesem Stein mitten im Wald, der lieblich rauscht in sinkender Sonne. Jemand aus der Gruppe pflückt irgendwie hilflos Wiesenblumen und legt sie vor den Stein. Wir hatten nichts mitgebracht...

Bei einem Zwischenstop im estnischen Pärnu entdecke ich ein Lenindenkmal, von dem der Kopf abgetrennt wurde. An der Stelle der Enthauptung sendet nun unablässig eine Rundumleuchte Licht nach allen Richtungen. Ein bizarrer Aufschrei der Orientierungslosigkeit.

**I**n Riga erwartet uns ein dichtgedrängtes Begegnungsprogramm. Verfallene Fassaden, Stalinscher Zuckerbäckerstil in morbiden Zustand und viele Bettler auf den Straßen - so präsentiert sich Riga bei der Einfahrt. Auch hier keine kyrillischen Schriftzüge, doch ist die Handschrift der Sowjetunion hier noch deutlich lesbar.

Am Abend Begegnung mit Professor Vulfsons, einem lettischen Nationalhelden, ehemaliger Kommunist jüdischer Herkunft, aus den Zeiten der „singenden Revolution“. Der Professor mit dem weißen Haar von der lettischen Kunstakademie berichtet von den Diskussionen mit seinen Studenten, aus denen ein Buch entstanden ist: „Ich liebe Lettland.“ ...zigmal dem Tod entronnen, hat der heute 83jährige in seinem Leben immer wieder geistige Wege korrigiert und neue Ziele formuliert. Er hat mutig gewagt und oft gewonnen - auch in der Politik in den damals innenpolitischen Auseinandersetzungen mit Gorbatschow wie auch in der Außenpolitik, zum Beispiel in Gesprächen mit Modrow und Genscher.

Mit Genscher, so sagt er, habe er jedoch Probleme gehabt, der sei doch ein sehr harter Mann, was bei ihm etwas anders wäre. Die Demut dieses Mannes berührt mich. Heute sei er überzeugter Lette und versuche seinen Studenten diesen Patriotismus beizubringen - einen Patriotismus freilich ohne Haß auf ein anderes Volk. Er spricht ausgezeichnetes Deutsch, forscht über die deutschen Botschafter in Lettland während des 2. Weltkrieges - Personen aus dem Kern des 20. Juli - und preist die Schönheit Rigas, die eine ganz europäische Stadt sei mit viel deutschem Einfluß. „Sie müssen öfter kommen,“ sagt er uns zum Abschied. „Sie müssen Ihre Werte mitbringen! Unsere jungen Leute brauchen Ihre Werte!“ Ich frage mich still: welche?

Der auch bereits über 80jährige Leiter des jüdischen Museums Margis Vestermanis, Holocaustüberlebender (muß man das noch sagen?), fühlt sich heute nicht gut und kann uns nicht durch seine Sammlungen führen. Statt seiner empfängt uns ein sehr hübsches junges russisches Mädchen, Svetlana Bogojavlenska, die als Studentin im Museum mitarbeitet und ein gutes Deutsch spricht. Sie führt uns in einer sehr unbekümmerten Art durch die äußerst erschütternde Sammlung von Sachzeugen und Bildern des Mordes an den lettischen Juden. Die ernsthafte, aber muntere Erklärung dieses blühenden Mädchens vor den Fotos von Frauen, die am Rande einer riesigen Grube stehen, entkleidet, sich mit den Händen vor den Blicken schützen und auf ihre Erschießung warten, gehört zu den kontrastreichen Bildern dieser Reise, die ich niemals vergessen werde.

In einem kurzen Gespräch danach stelle ich fest, daß Svetlana, wie auch ich, über das Judentum im 19. Jahrhundert forscht. Sie wisse eigentlich auch gar nicht, wie sie zu diesem jüdischen Thema gekommen sei.

Mit Herrn Lämmchen, einem Entronnenen aus dem Rigaer Ghetto, besuchen wir die Überbleibsel dieses schwarzen Kapitels lettischer Geschichte. An den Ruinen der großen Synagoge von Riga wiegen seine sparsam und leise gesprochenen Worte besonders schwer. In diese Synagoge wurden, so erzählt er, gleich zwei Tage nach dem Einmarsch der Deutschen in Riga 1941 über 200 Juden getrieben, die Türen verriegelt und das Gebäude in Brand gesteckt. Die Täter von damals waren lettische Nationalisten, denen der Judenmord im Schutz der SS gar nicht schnell genug gehen konnte. Ein Geschichtskapitel, über das sich moderne lettische Nationalgeschichten vollständig ausschweigen.

Herr Lämmchen hat das Ghetto und Sachsenhausen überlebt. Nach der Flucht vom Todesmarsch des Lagers gelangte er nach Parchim, wo er von einem Bauern bis zum Kriegsende versteckt gehalten wurde. Mit sehr gemischten Gefühlen schenke ich ihm einen Bildband mit Namen „Unser schönes Mecklenburg-Vorpommern“. Doch die Augen hinter seiner dicken Brille schauen freundlich.

Vilnius, das alte Wilna, das Zentrum der ostjüdischen Welt. Mein Puls ging schneller, wenn ich die Namen des Gaon und seiner Werke hörte. Der „Gaon“ - der Genius - (1720-97) prägte von Wilna aus mit seiner gelehrten Brillanz das rabbinische Judentum des 18. Jahrhunderts. Seit dieser Reise haben sich die Bilder gewandelt. Wenigstens das Grab des Gaon ist noch da, wir sahen es auf dem jüdischen Friedhof.

Rahel Kostanian, Überlebende, stellvertretende Leiterin des jüdischen Museums, die uns auf jüdischen Spuren durch Vilnius führt, kann uns nur noch wenig vom „Jerusalems des Ostens“ zeigen. Was von den 105 Synagogen und Lehrstuben nicht von den Nazis (den deutschen und den litauischen) zerstört worden war, trugen die Sowjets ab - so auch die große Schul von Wilna. Heute liest man überall auf dem Gebiet der ehemaligen Ghettos Tafeln in litauisch und jiddisch, wieviel „...tausend hier herausgetrieben wurden zum Tod“. In ihrem Museum, das erst nach der litauischen „Wende“ wieder öffnen konnte, ist dieser Mord tausendfach in einer inflationären Zahl von Bildern dokumentiert. Man möchte „weschauen“ (ein deutsches Wort des Jahres 1998) und an die freie Luft. 200.000 Juden wurden allein in Litauen „herausgetrieben zum Tod“.

Am Ende unseres Rundganges durch die kläglichen Überbleibsel des jüdischen Wilna kamen wir an die einzige erhaltene Synagoge. 1902 gebaut und ursprünglich das Gebetshaus der aufgeklärten, gebildeten Reformer Wilnas, wird dort das religiöse Leben der Jüdischen Gemeinde (insgesamt leben noch 4000 Juden in Vilnius, überwiegend alte Leute) von einigen Lubawitschern aus Amerika geleitet. Auch hier trennt man zwischen Kulturgemeinde und Religion, doch überläßt man wie in Riga das religiöse Feld den Frommen aus Amerika. Wir kamen zum Schabbat gerade rechtzeitig zur Aushebung der Thorarolle. Alte sind da, doch auch viele Kinder. Wir machen draußen vor der Tür mit ihnen zusammen ein paar Späße, sie interessieren sich für unsere Fotoapparate und Videokameras, die wir ihnen kurz überlassen - gar nicht koscher am Schabbat.

Als wir uns verabschieden und schon alle zu den Bussen gegangen sind, werde ich noch Zeuge eines ungewöhnlichen Gespräches. Ein alter kleiner Mann spricht sehr herzlich in Jiddisch mit Rahel Kostanian, die er schon lange zu kennen scheint. Mir erscheint plötzlich alles ganz unwirklich. Ich stehe am Schabbes vor der Schul in Wilne und höre dort zwei in Jiddisch miteinander schwatzen. Nachher sagt sie zu mir: „Dieser Mann kommt aus Wilna, hat überlebt und kommt schon das 29ste Mal aus Israel, wo er lebt, zu Besuch. Er kann von Wilna nicht lassen. Er haßt es und er liebt es.“

## Internationale Jugendwork- und -kulturcamps im Max-Samuel-Haus

Im Rahmen des "Internationalen Musik- und Begegnungssommers 2000" führte das Max-Samuel-Haus in diesem Jahr erstmals zwei Jugendcamps unmittelbar hintereinander durch.

Das "**Deutsch-Israelische Sommerlager 2000**" wurde gemeinsam mit dem Jugendforum der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und der Aktion Sühnezeichen - Friedensdienste organisiert und durchgeführt. Es fand in Jerusalem, Berlin und Rostock statt. Auch wenn ein Ziel des Camps - die Entdeckung und Erforschung heutigen religiösen jüdischen Alltagslebens in Israel und Deutschland - leider nicht in vollem Umfang realisiert werden konnte (zu unterschiedlich waren die Interessen und Erwartungshaltungen mancher Campsteilnehmer), darf man dieses Projekt trotzdem als erfolgreiche Jugendbegegnung verbuchen, gelang es doch, die Jugendlichen und jungen Erwachsenen für ganz unterschiedliche Probleme zu sensibilisieren. Das zweite Camp war als mittlerweile zehntes Jugendkulturcamp des Max-Samuel-Hauses ein kleines Jubiläum und trug den Titel "**Wochn fun bitochn – Wochen der Hoffnung**". Es war der Auftakt zu einem auf drei Jahre angelegten Gemeinschaftsprojekt mit dem Gymnasium Lichtenhagen, der Pater-Sziemasko-Stiftung in Krakau und der israelischen Bildungsstätte "Dialog". Zunächst einmal trafen sich die Teilnehmer aus Polen, Israel und Deutschland in Rostock, anschließend ging es nach Polen, wo die Entdeckung und Erforschung jüdischen Lebens in Krakau und Warschau sowie durch einen Besuch im Museum Auschwitz-Birkenau vertieft wurde. Einer Fortsetzung dieses Projektes fiebert nicht nur die Schüler entgegen.

### Campsteilnehmer berichten

## JERUSALEM - BERLIN - ROSTOCK

Zehn Jugendliche aus ganz Deutschland möchten ihre Sommerferien nicht einfach so an irgendeinem Strand verbringen. Sie möchten Menschen, Religion und Kultur eines anderen Landes über sinnvolle Arbeit erfahren, spüren und kennenlernen, eine Kultur, die vor 60 Jahren fester Bestandteil der deutschen und europäischen Gesellschaft war.

Die Aufgabe dieser Workcamps ist es, Kontaktpunkte zwischen Deutschen und Israelis, zwischen Juden und Christen, zwischen Opfern und Tätern herzustellen. Ein Begleichen oder Verzeihen der Schuld, die die Deutschen auf sich genommen haben, ist dabei nicht zu erreichen und auch nicht das Ziel. Zachor! Gedenke, erinnere! Das gemeinsame Aufarbeiten der Geschichte in Gruppendiskussionen, im Gespräch unter vier Augen, das gemeinsame Handeln in den Arbeitsprojekten ist der Ausdruck für den Willen zum Frieden, zur Verständigung und zum Gedenken - ein Zeichen zu setzen, deutlich für jeden einzelnen, für die Gruppe und die Gesellschaft, Zeichen zu setzen, die zum Nachdenken anregen, Steine und Klippen sind im gleichmäßig dahinfließenden "Gesellschaftsstrom".

Das diesjährige Sommerlager begann in Jerusalem. Zehn Deutsche trafen auf zehn Israelis und waren sehr überrascht, auf eine sehr westliche Kultur zu treffen. Nach anfänglichen Sprachproblemen wurden erste Freundschaften geschlossen und gemeinsam Stadt und Land erkundet. Nach zwei "Akklimatisierungstagen" startete unsere Arbeit an einer Schule, die einem israelisch-palästinensischen Verständigungsprojekt dienen soll. Gemeinsam bereite-

ten wir Räume für Malerarbeiten vor, säuberten Gartenanlagen und gestalteten Spielplätze neu. Den deutschen Teilnehmern bereiteten die hohen Temperaturen und das ungewohnte Essen teilweise erhebliche Probleme. Trotzdem herrschte ein sehr angenehmes Gruppenklima, und Unwohlsein und Erschöpfung waren bald vergessen. Ein Höhepunkt war sicherlich der Schabbat, den wir in den Familien der Israelis verbringen und feiern durften.

Außer einer Altstadtführung durch Jerusalem, dem Besuch des Israel-Museums, der Knesset, des Obersten Gerichts und des Diaspora-Museums in Tel Aviv wurde eine Führung durch die Gedenkstätte Yad Vaschem organisiert. Auf einmal wurde den so offen miteinander umgehenden "Weltbürgern" klar, daß zwischen Israelis und Deutschen selbst in der dritten und vierten Generation nach der Shoa eine Barriere bestand. Da war die Angst vor dem, wozu Menschen, wozu Deutsche fähig waren und immer noch sind. Eine deutsche Teilnehmerin hatte unter der Fülle der Eindrücke einen Nervenzusammenbruch. Die anderen waren bedrückt und still. In einer anschließenden Gesprächsrunde wurden vereinzelt Gefühle geäußert, doch der größte Teil der Gruppe schwieg. Die Emotionen mußte jeder vorerst für sich verarbeiten.

In der darauf folgenden Nacht blieb keine Zeit zum Schlafen, und die Gruppe erreichte am nächsten Tag übermüdet Berlin. Trotzdem waren die meisten israelischen Teilnehmer hellwach, da es zum einen ihr erster Flug war und es zum anderen viel Ungewohntes, Neues und Fremdes zu bestaunen gab.

Die Unterkunft befand sich im Friedrich-Bergmann-Haus in Grunewald, einer Jugendherberge der evangelischen Kirche. Am Abend wurde ein Begrüßungsdinner von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft im Hotel Excelsior organisiert. Eine Stadtführung, ein Besuch der Synagoge in der Rykestraße und des Ausstellungsgeländes "Topographie des Terrors" bildeten den kulturellen und informativen Rahmen des dreitägigen Aufenthaltes.

Mit dem Zug fuhr die Gruppe dann nach Rostock. Der dritte Teil des Sommerlagers umfaßte ein Projekt in der Hansestadt, bei dem sich die Teilnehmer entscheiden konnten zwischen der Betreuung einer Ferienfreizeit für Kinder der jüdischen Gemeinde oder Reinigungs- und Pflegearbeiten auf dem jüdischen Friedhof in Rostock. Das Max-Samuel-Haus

organisierte die Verpflegung, eine Hafenrundfahrt, eine Stadtführung, freie Fahrt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, einen Grillabend und gewährte Unterkunft. Bei diesen optimalen Bedingungen funktionierte das Gruppenleben reibungslos, und die Projektarbeit kam zu einem guten Ende. Bei Kaffee und selbstgebackenen Kuchen trug die Kindergruppe der jüdischen Gemeinde die zusammen einstudierten Lieder vor. Am Abend des letzten Tages, nach einem gemeinsamen indischen Essen, genoß die Gruppe noch einmal den frischen Wind der Ostsee am Strand von Warnemünde.

Nicht ohne Tränen verabschiedeten sich am nächsten Tag alle voneinander - mit der Hoffnung, sich vielleicht doch einmal wiederzusehen.

Christoph Heller

## ROSTOCK - KRAKAU - WARSCHAU

Unsere internationale Projektgruppe „Wohn fun bitochn“ ist einen Schritt weiter gekommen auf ihrem Weg in die jüdische Welt. In den Sommerferien trafen wir uns mit zehn polnischen und vier israelischen Jugendlichen im Max-Samuel-Haus zu einem Musik-Workshop unter der Leitung von Manfred Lemm. Wir lernten gemeinsam 20 jiddische Lieder, die zum Teil aus der Feder von Mordechaj Gebirtig (1877-1942) stammten. Mordechaj Gebirtig sollte uns diesen Sommer noch einmal begegnen. Denn nachdem wir, erschöpft von der harten und manchmal erschöpfenden Probenarbeit, erfolgreich ein Konzert im Garten des Max-Samuel-Hauses gestaltet hatten, begaben wir uns mit unseren polnischen Freunden auf eine Reise in ihre Heimatstadt Krakau. Eben diese Stadt war auch die Heimat von Mordechaj Gebirtig. Während einer Stadtführung durch Krakau, das über Jahrhunderte nicht nur eine polnische, sondern auch eine jüdische Stadt war, besuchten wir auch Kazimierz - die Krakauer Judenstadt. Hier befindet sich auch heute noch das Geburtshaus Gebirtigs. Wir erfuhren, daß er selbst sich nie für einen Dichter oder Komponisten gehalten hatte. Da seine Lieder und Gedichte voller Wahrhaftigkeit und von einer natürlichen Schlichtheit waren, erlangten sie schnell große Popularität. Zunehmende antisemitische Exzesse Ende der 30er Jahre ließen Gebirtig das Gedicht „S brennt“ schreiben, in dem er eine Vision von der herannahenden Vernichtung des jüdischen Volkes beschreibt. Und seine Vision erfüllte sich auf eine schreckliche Art und Weise! Gebirtig selbst hat wie alle seine Familienangehörigen die Zeit des 2. Weltkriegs nicht überlebt. Er wurde auf dem Weg ins Vernichtungslager Belzec erschossen. Zum Abschluß unseres Rundgangs durch Kazimierz wollte unsere Reiselei-

terin eines der bekanntesten Gedichte Gebirtigs „Blajb gesunt mir, Kroke“ vortragen. Sie war nicht wenig erstaunt, daß wir - deutsche Jugendliche - dieses Lied sogar in Jiddisch singen konnten. Vielleicht gelingt es uns, noch mehr über das Leben dieses Volksdichters in Erfahrung zu bringen. Denn wir haben im Krakauer jüdischen Kulturzentrum eine Spur entdeckt: Der Verlobte der Tochter Gebirtigs soll heute in England leben und dort als Journalist arbeiten.

Während unseres Aufenthalts in Polen war ein Tag besonders schwer und eindrucksvoll - der Besuch im ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz und Auschwitz-Birkenau. Natürlich kannten wir Zahlen und Fakten und hatten bestimmte Vorstellungen von diesem Ort. Dennoch erschütterte uns vor allem das Museum in den ehemaligen Lagerbaracken tief und prägend. Wozu ist der Mensch fähig!!

In Warschau waren wir Gast der jüdischen Gemeinde. Es war Freitag, und die Vorbereitungen zum Schabbat waren schon in vollem Gange. So haben wir auch etwas von der jüdischen Tradition kennenlernen können, z.B. koscheres Essen. Jetzt wissen wir, was das ist und wie es schmeckt. Der anschließende Besuch in einer „richtigen“ Synagoge war für uns genauso eine neue Erfahrung.

Wir besuchten auch die Stätte, die an die Zeit des Warschauer Ghettos und an den Aufstand 1943 erinnert. Kaum einer der 450.000 Juden hat dieses Ghetto überlebt. Daß die jüdische Gemeinde in Warschau heute nicht viel mehr als 300 Mitglieder zählt, ist das Erbe des deutschen Faschismus. Wir möchten mit unserem Projekt auch dieses Kapitel der Geschichte für uns aufarbeiten und jüdisches Leben verstehen und akzeptieren lernen.

Anita Flohr, Anne Daebeler, Gundula Richter

Ringseminar vom 14.9.2000 – 10.5.2001 zum Verstehen von gelebter Religiosität

## Leben mit den heiligen Schriften

Nach dem erfolgreichen Ringseminar „Die Juden“ bietet das Max-Samuel-Haus gemeinsam mit dem Landesinstitut für Schule und Ausbildung (L.I.S.A.) eine neue Veranstaltungsreihe an. Den Auftakt bildete am 14. September die Einführungsvorlesung des Rostocker Religionswissenschaftlers Prof. Dr. Klaus Hock über Grundlagen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Tora, Altem und Neuem Testament und Koran. Die jeweils einmal monatlich stattfindenden sieben Seminare werden geleitet von Vertretern der drei Religionen: Dr. Ahmet Fakouri (Islamisch-deutscher Treffpunkt Rostock i.G.), Rabbiner Barsilaia (Jüdische Gemeinde Hamburg), Dr. Matthias Kleiminger (Landessuperintendent der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche

Mecklenburg), Pfarrer Horst Eberlein (Katholische Christuskirche Rostock). Das Ringseminar befaßt sich u.a. mit den Themen Familie und Religion, Liebe und Sexualität, Kalender/Feiertage, Gottesdienst/ Gebet, Geistliche Berufe, Tod und Leben. Im letzten Seminar im April 2001 erörtern alle beteiligten Referenten „Möglichkeiten und Grenzen einer Zusammenarbeit im Hause Abraham“, im Mai folgt eine Abschlußexkursion zu Rostocker Gebetsstätten des Islam (Moschee Schlesingerstraße), des Judentums (Synagoge Wilhelm-Külz-Platz) und des Christentums (Evangelisch-lutherische Marienkirche, Römisch-katholische Christuskirche). Alle Veranstaltungen finden jeweils am Donnerstag 16 - 19.30 Uhr im Max-Samuel-Haus statt.

Buchpremiere am 7. Dezember 2000

## Ein bißchen anders bleibt man immer

Was hat den Sänger aus Petersburg, die Ingenieurin aus Baku, den Programmierer aus Ki-ew, die Ärztin aus Poltawa, den Feinmechaniker aus Riga oder die Wissenschaftlerin aus Moskau bewogen, mit ihren Familien nach Rostock, Schwerin oder Wismar zu ziehen?

Jüdische Zuwanderer in Mecklenburg-Vorpommern berichten über ihr Leben

Wie sind sie geprägt von jüdischer Herkunft, sowjetischem Leben und deutscher Gegenwart? Was haben sie erlebt? Wo sehen sie ihre Heimat? Wohin geht ihr Weg?

*Wer sind wir - Herr, kannst du es uns sagen?*  
fragt Jurij Rosov in einem Gedicht.

Rund 1000 Juden kamen in den letzten 10 Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nach Mecklenburg-Vorpommern. 36 dieser „Kontingentflüchtlinge“ gaben in Gesprächen mit Christine Gundlach Auskunft über ihr Leben zwischen Heimat und Fremde, Tradition und Gegenwart, Verlust und Hoffnung.

Unter dem Titel *Ein bißchen anders bleibt man immer* erschienen diese Interviews, Berichte, Statements, Biografien im Thomas Helms Verlag Schwerin mit einem Vorwort von Frank Schröder als zweite Veröffentlichung der Reihe Schriften aus dem Max-Samuel-Haus. Das Buch wird in einer in einer Veranstaltung am 7. Dezember, 19.00 Uhr in Max-Samuel-Haus Rostock vorgestellt.



## Neuerwerbungen für die Bibliothek

Treasures of The Jewish Museum  
Hrsg. v. **Norman L. Kleeblatt, Vivian B. Mann**  
New York 1986

The Jewish Museum New York  
Hrsg. v. **Vivian B. Mann, Emily D. Bilski**  
New York 1996

The Jewish Fake Book  
Texte & Noten, hrsg.v. **Vevel Pasternak**  
USA 1997

„1109“  
The Warburg House  
hrsg. v. **Edward M. M. Warburg**  
New York 1996

Metzler Lexikon  
der deutsch-jüdischen Literatur  
hrsg. v. **Andreas B. Kilcher**  
Verlag J. B. Metzler Stuttgart Weimar 2000

Gehat hob ich a hejm...  
Der Krakauer Stadtteil Kazimierz  
zu Lebzeiten von Mordechaj Gebirtig in der Fotografie  
Hrsg. v. der **Judaica Stiftung**/Zentrum für Jüdische Kultur Krakow

**Elisabeth Bergner**  
Unordentliche Erinnerungen  
Henschelverlag Berlin 1985 (Bertelsmann Verlag München 1978)  
*Spende*

**André Kaminski**  
Nächstes Jahr in Jerusalem  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag Frankfurt am Mai 1995 (Insel Verlag 1986)  
*Spende*

## BUCHTIP

### Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur

#### **Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart**

Hrsg. v. Andreas B. Kilcher  
Stuttgart Weimar 2000

Deutsch-jüdische Literatur - da fragt man sich zunächst, was das ist. Deutschsprachige Literatur von Autoren jüdischer Herkunft: also z.B. Schnitzlers "Reigen"? Literatur der Juden in Deutschland: also nicht die des Österreichers Schnitzlers? Literatur deutscher Sprache mit jüdischer Thematik: also doch Schnitzler, aber eher sein "Professor Bernhardi"?

Die Unterzeile des Lexikons (664 Seiten) ist schon deutlicher: Es handelt sich um jüdische Autoren deutscher Sprache ungeachtet ihrer geografischen Herkunft, staatlichen Zugehörigkeit oder literaturgeschichtlichen Einordnung. Noch genauer definiert das Vorwort: Das Lexikon will "statt begrifflicher Totalisierung der deutsch-jüdischen Literatur die irreduzible Pluralität singulärer Interpretationsakte sichtbar machen, statt historiographischer Linearisierung Momentaufnahmen geben, statt geographisch-nationalliterarischer Territorialisierung die Atomisierung und 'Exilierung' in je aktuelle Schreiborte vor Augen führen"(!) In der 15seitigen Einleitung des Herausgebers wird weniger hilfreich in die Problematik eingeführt als diese eher sprachlich noch weiter verkompliziert, um umständlich das durchaus einleuchtende Prinzip zu begründen, nämlich deutschsprachige jüdische Autoren zu befragen nach der Position ihres Schreibens hinsichtlich ihrer Beziehung zum Judentum, nach ihrer kulturellen Identität.

Die 90 Verfasser aus verschiedenen Ländern Europas, aus den USA und Israel nähern sich den 270 Autoren (255 mit Abbildung) behutsam, vermeiden unmittelbare Zuordnungen und direkte Bewertungen. Dieses Vorgehen bringt es unter dem konzeptionellen Ansatz mit sich, daß literarische Qualitäten weitgehend zweitrangig bleiben. Texte von Barbara Honigmann

beanspruchen somit mehr Raum als das Jahrhundertwerk von Peter Weiss.

Es ist also weder eine Einschätzung der literaturhistorischen Leistung der Autoren zu erwarten noch die Darstellung ihres Lebenswerks. Wer sich aber auf die Konzeption des Lexikons einläßt, wird eine Fülle von Informationen finden. Das betrifft unbekanntere Autoren (Adler, Friedrich und Adler, Paul) genauso wie berühmte Schriftsteller (Zweig, Arnold und Zweig, Stefan). Das betrifft das breite Spektrum von der Religiosität des Lyrikers Hugo Zuckermann bis zum sozialistischen Bekenntnis der Prosaschriftstellerin Anna Seghers, von der Hinwendung zum Chassidismus bei Martin Buber bis zur Assimilation bei dem sich seiner Herkunft widersetzenden Karl Kraus. Und das betrifft die innere Widersprüchlichkeit bei vielen Autoren: bei dem Spötter Heinrich Heine etwa, den tiefe Gefühle an das Judentum banden; bei Walter Benjamin mit seinem deutsch-jüdischen "Janusgesicht" zwischen Judentum und Marxismus; bei Tucholsky, der den deutschen Antisemitismus anprangerte und sich satirisch mit den deutschen Juden auseinandersetzte.

Und auch dieses Lexikon gibt auf seine zurückhaltende Weise Aufschluß über Verfolgung und Flucht, Exil und Ghetto, KZ und Tod. Allein die Angaben über Geburts- und Sterbeorte werfen Schlaglichter auf jüdische Lebenswege.

Ein umfangreiches Namensregister verweist u.a. auf nichtjüdische Bezugspersonen, eine Bibliografie auf zugrundeliegende bzw. weiterführende Literatur. Es wird weitgehend mit einem Leser/Benutzer gerechnet, der mit dem Gegenstand bereits vertraut ist. Wer Literaturveranstaltungen im Max-Samuel-Haus besucht, wird sich vielleicht gern näher informieren über Autoren, deren Werke hier zu verschiedenen Gelegenheiten schon vorgestellt und diskutiert wurden, wie Klemperer, Celan, Lasker-Schüler, oder die selbst schon zu Gast im Hause waren, wie Jeanette Lander, Lea Fleischmann, Alice Schwarz-Gardos oder Rafael Seligmann. Andere, wie Peter S. Jungk, werden allerdings nicht erwähnt. Man staunt, wieviele offenbar bedeutendere Autoren man nicht kennt, und ist andererseits überrascht, hier u.a. auf Klaus Mann zu treffen, den man in diesem Lexikon eigentlich nicht gesucht hätte...

C.G.